

(Nachdruck verboten.)

86) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

„Nicht nur, daß ich der Anstifter des Ganzen war: auch noch den schlimmsten Teil der Sache, es ist so klar wie die Sonne am Himmel, hatte ich ihm aufgebürdet! . . . Er, er war es, der die Kastanien aus dem Feuer zu holen hattet! Was hatte ich denn Großes dabei zu tun? Einen Sprung von neun Fuß . . . pah! Er aber . . . fünf Fuß mehr . . . volle fünf Fuß höher springen . . . und nicht für einen Moment mußte mir der Gedanke in den Kopf kommen, daß er sich den Tod holen könnte! . . . O ja doch, ja, ich hatte es schön eingerichtet, ich war der Baron dabei, der mit den Händen in der Tasche zusah . . . Hundsfott, der ich bin! . . . Ich habe alles, alles verschuldet!“

Er sprang auf und stürmte hinweg, in wortloser Wut, mit seinem Stock rechts und links zwischen die grünen Pflanzen zu beiden Seiten des Weges schlagend, deren grausames Vernichten, deren gebrochenes Herabhängen auf ihre der Krone beraubten Stengel ihm eine Erleichterung seines eigenen Leidens gewährte.

Von Sympathie für die beiden Brüder und ihre rührende Liebe zueinander erfüllt, kam der Chirurg in dieser ersten Woche täglich, um den Verband abzunehmen, ihn zu lockern, ihn neu zu befestigen. Nach seinem Besuch am Schluß der Woche sagte er zu Gianni:

„An der Lage des Beines ist nichts auszufegen . . . die Anschwellung ist geschwunden . . . die Vernarbung des Knochenbruchs vollzieht sich normal . . . aber die Nächte sind schlecht, sagen Sie? Es ist indes kein Fieber mehr vorhanden . . . wenn Sie wünschen, werde ich ihm etwas geben, wonach er schlafen wird.“

Und der Arzt verschrieb eine Arznei.

„Man sieht es ihm an, Ihr Bruder leidet unter der Langweile seiner Lage,“ fuhr er dann fort, „unter der Untätigkeit seines Körpers, der beklagenswerten Unterbrechung seiner Exerzitionen. Er verzehrt sich vor Gram darüber, der arme Junge. Im übrigen, seien Sie versichert, ist das Allgemeinbefinden gut, und bald wird sich auch dieser nervöse Zustand, die Aufgeregtheit, die Schlaflosigkeit legen. . . . Was die Beine betrifft, da wird's freilich länger währen.“

„Was glauben Sie, wie lange er in seiner jetzigen Lage verbleiben muß?“

„Ich denke, er wird nach Verlauf von acht Wochen anfangen können, auf Krücken zu gehen . . . in fünfzig Tagen etwa, von heute an gerechnet. . . . Uebrigens, was die Krücken betrifft: lassen Sie dieselben immer anfertigen. Wenn er sie sieht, wird ihm dies den Zeitpunkt näher vor Augen rücken, wo er wieder anfangen kann, zu gehen.“

„Und wann wird er dann . . .“

„Um, Sie meinen, wann er seine Produktionen wieder wird aufnehmen können? . . . Ja, mein armer Freund, wenn wir es nur mit dem Bruch des linken Beines zu tun hätten! Aber da sind die Brüche des rechten Beines . . . sehr schlimme Brüche, welche das Gelenk mit betreffen. . . . Nun, nun, beruhigen Sie sich,“ unterbrach er sich, als er die tiefe Traurigkeit sah, die sich über Giannis Züge breitete: „er wird wieder gehen können . . . wird sogar ohne Krücken gehen können, aber freilich. . . . Indes, die Natur tut ja manchmal Wunder. — Lassen Sie hören, wollten Sie mich sonst noch etwas fragen?“

„Nein,“ stieß Gianni hervor.

Das Opium des beruhigenden Trankes, den Nello Abends nahm, rief in seinem fieberhaften Schlaf wirre Träume hervor.

Er träumte eines Nachts, er sei im Zirkus. Es war der Zirkus und war auch wieder nicht der Zirkus, wie ja in Träumen die wunderliche Erscheinung vorkommt, daß wir uns an Orten sehen, die wir kennen, und die doch nichts von ihrer wirklichen Beschaffenheit an sich haben, an der viel mehr alles verändert ist. Er träumte, der Zirkus habe eine

unermessliche Ausdehnung angenommen, und die Zuschauer um die Manege her erschienen wie eine unbestimmte Masse, in der er keine Gesichter unterschied, wie eine Menschenmenge, die eine Viertel Meile von ihm entfernt saß; während die Kronleuchter, die jeden Augenblick neue zu gebären schienen, unzählbar waren, das Licht derselben sich ganz selbst, wie in lauter Spiegelbildern zeigte, und auf einem Orchester, so groß wie ein ganzes Theater, die Musiker wie toll auf ihren Instrumenten arbeiteten, ohne mit ihren stummen Geigen, ihren flanglosen Hörnern und Trompeten einen einzigen Ton hervorzubringen. In dem endlosen Raum aber sah man in der Luft ringsum Kinderleiber auf unsichtbaren Füßen sich im Wirbel drehen; tausenden Lauf von Pferden, die auf ihrem im Winde fliegenden Schweif Reiter trugen; zur Parabellinie gebogene Gestalten von Gymnastikern, die in der Luft schwebend ohne herabzufallen, das Bild von Körpern gewährten, die kein Gewicht haben. In der Ferne erstreckten sich ganze Gassen von Trapezen, durch welche sich ein Saut périlleux durch die Luft hinweg, der immerwährend andauerte, und öffneten sich endlose Alleen von Papierreifen, durch welche in unaufhörlichem Fluge küllrockbekleidete Frauengestalten sprangen, während kaltblütig von Höhen gleich den Türmen von Notre-Dame hüpfende Seiltänzerinnen herabstiegen.

Dies alles verblich, zerfloß unter dem Bleicherwerden des Gases, und vom Stallgang herein wirbelte eine Myriade von Clowns in schwarzem Trikot, ein Skelett in weißer Seide eingestickt auf ihrem wie angeklebten dürftigen Gewand, und schwarze Stücken Papier im Munde, die demselben das Ansehen eines schwarzen Loches mit fehlendem Gebiß gaben. Sieh einer dicht hinter den anderen schmiegend, die Körper sämtlich mit gemeinsamem und gleichzeitigem Wiegen hin und her bewegend, marschierten sie Louren durch die Manege, wie eine ungeheure sich dahinwindende Schlange. Kleine Säulen stiegen aus der Erde empor, und plötzlich zeigten sich die Tausende von Clowns, jeder auf einer derselben mit dem Steißbein ruhend, die ausgespreizten Beine zu beiden Seiten des Oberkörpers und Kopfes in die Höhe gestreckt, mit den auf den Sohlen ruhenden Händen die Füße umfaßt haltend und zwischen den Beinen hindurch in der Regungslosigkeit einer Sphinx mit mehlfarbigem Gesicht auf das Publikum hinstarrend.

Das Leuchten des Gases erhöhte sich wieder, und mit der rückkehrenden Helle zeigte sich menschliches Leben auf den Gesichtern der Zuschauer, die alsbald Gesichter von Farbe wurden, und die schwarzen Clowns waren verschwunden.

In einem wilden Reigen unter Springen, Wirbeln, Schwingen, das die Flittern der Kostüme wie einen Regen von Sternschnuppen die Luft durchblitzen ließ, kehrte nun alles Frühere noch einmal wieder, in einer Knochenbiegsamkeit, wie man sie niemals gesehen, bei der man aus Gliedern von Kautschuk Schleifen schürzte wie aus Bändern, und mächtige Riefinnen vollständig in Kästen zusammenlegte, — ein Alpdrücken von allen Unmöglichkeiten und Unausführbarkeiten des Körpers, die sich erdenken lassen. Und in die tollen Phantasien des Traumes mischten sich Reminiscenzen von den Dingen, die der Schlafende vor nicht langer Zeit gesehen und den Dingen, die sein Bruder ihm aus jenem alten Buch vorgelesen: das Bild eines indischen Jongleurs, der sich auf der obersten Spitze eines ungeheuren schön geschmückten Armleuchters in unbegreiflicher Weise im Gleichgewicht hielt; eines Athleten, der mit den Händen einen mit Personen gefüllten Omnibus am Trittbrett in die Höhe hob; eines Akrobaten des Altertums, der mit geschlossenen Füßen auf einen mit Luft gefüllten Gummisack sprang; eines Elefanten, der mit aller Leichtigkeit und Grazie einer Ballettense auf einem Eisendraht tanzte.

Das Gas verdunkelte sich abermals und die schwarzen Clowns auf ihren Säulenschaftern erschienen wieder für einen Moment.

Dann begann das frühere Schauspiel von neuem. Diesmal in einer Unbestimmtheit der Erscheinung, in welcher die Dinge und Personen gewissermaßen farblos waren, milchweiß wolkig sich abhoben wie die mattgeschliffenen Figuren auf venetianischem Glase . . . es war wie ein mattweißes Leuchten von Frauenbeinen, Männerarmen, Kinderleibern, Pferderrücken, Elefantenrüsseln — ein drehendes Durcheinander rastlos arbeitender Glieder, Muskeln, Nerven von Menschen und

Tieren, dessen immer schnellerer Wirbel den Schläfer mit einem unendlichen Gefühl der Mattigkeit und des Leidens erfüllte.

„Du leidest; Du hast Dich auch in der verflochtenen Nacht schlecht gefühlt?“ — sagte Gianni, in das Zimmer seines Bruders tretend.

„Nein . . .“ erwiderte Nello, der soeben erwacht war; „nein . . . nur habe ich, wie mir scheint, ein verheulenes Fieber gehabt . . . nebst tollen Träumen.“

Und er erzählte dem Bruder ein Traumbild, das ihm soeben im Schlaf seine erhitzte Phantasie vorge spiegelt.

„Denke Dir nur, es war mir,“ hub er an, „als sähe ich wieder auf dem Plage im Zirkus, wo wir damals am ersten Abend unserer Ankunft in Paris saßen. . . . Du erinnerst Dich . . . der Platz links am Stallgange . . . und es war ganz wunderbar, als ob die ganze Welt in den Zirkus käme und . . . und mich so langsam ansähe, mit ernster Miene und finsternen Gesichtern . . . lauter Leute, von denen man im Traum weiß, daß sie einem Uebles antun wollen, und . . . warte nur noch . . . indem all diese wunderlichen Gesellen dicht bei mir vorüberzogen, ließen sie mich auf einen Moment — halb und halb — ein Ding sehen, wie eine Art Anschlagzettel . . . das ich nur undeutlich erkennen konnte, aber das ich jetzt ganz deutlich vor mir sehe . . . eine Art Anschlagzettel, auf dem ich abgebildet war, in einem Kostüm als Clown, und, denke Dir nur . . . mit den Krücken, die Du gestern für mich bestellt hast.“

Nello brach kurz ab und sein Bruder stand — ein feierliches, düsteres Bild — erschüttert da, ohne ein Wort zu finden, ihm zu antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Verbotene Bücher.

Man hat dem Dr. Franz Blei in München, einem der Wenigen, die zwischen den Kulturen zu vermitteln wissen, ohne die eine oder die andere ungerecht aufzubauen, einige von ihm herausgegebene Bücher beschlagnahmt. Und obwohl alle Vorsichtsmahregeln, die das Gesetz gewissen nicht staatlich approbierten Kunstgebieten auferlegt, befolgt sind: die Bücher sind beschlagnahmt. Ich blättere in diesen verruchten Druden, und zunächst fällt auf, daß sie mit vollendeter Kunst auf sehr schönem Papier gedruckt sind. „Opale“ nennt sich die Vierteljahresschrift, deren unzüchtiger Inhalt den Jörn der Staatsanwaltschaft erregt hat. Wir scheinen nun in einer besonders empfindsamen Zeit zu leben, die ständig in Furcht und Bittern um die Sittlichkeit der Menschen besorgt ist. Selbst unsere zünftigen Professoren sind von unglaublicher Jagdstätigkeit. Ihr Rohrstock macht nicht einmal vor Goethe Halt, vor dem sie doch sonst einen gewissen Respekt haben. In der großen Goethe-Ausgabe, die alles, was er geschrieben hat, enthalten soll, deren Herausgeber am liebsten Goethes Abtritt auf druckfähige Makulatur durchstöbern möchten, fehlen oder sind nur verstümmelt wiedergegeben eine Anzahl Gedichte, ein Reisetagebuch und ein paar sehr schöne Verschen, die zartnervige Damen allerdings nur unter sich vertragen. Da ist eine Ode an Betiap zum Beispiel, an den römischen Gartengott, einer Verbildlichung des männlichen Geschlechts. Das Reisetagebuch — jetzt bei Julius Ward in Berlin erschienen — erzählt ausführlicher und leidenschaftlicher, was die „Venezianischen Epigramme“ in dem reinen Stoff klassischer Formen gebildet enthalten. Und von den so schönede behandelten Verschen richtet sich ein ganz besonders kräftiges gegen Friedrich Nicolai, den großen Verfünder aller Selbstverständlichkeiten, dem die leidenschaftliche Handlungsart des „jungen Werther“ wider seine asthmaische Körperfülle ging; und das den biederen Nicolai auf Werthers Grab porträtiert, in einer durchaus menschlichen, aber nicht gerade salonfähigen Haltung, die einen Körperteil entblößt, der in letzter Zeit besonders in militärischen Kreisen zu einer gewissen Beliebtheit gelangt ist. Die Sachen sind längst gedruckt und bekannt: aber die Herausgeber der „Sophien-Ausgabe“ kennen Goethe nur als Kapitän, dem ein heftiges Wort Leidschmerzen verursacht. Wunder soll es mich nehmen, wie die geplante „historisch-kritische“ Ausgabe der Werke Wielands werden soll, der bekanntlich ein übler Windhund gewesen, mit einer besondern Neigung zur Darstellung sehr schwieriger Lagen. Es gibt so ziemlich keinen der Scherze, die etwas toll gewordene Liebesbedürftigkeit treibt, die der gute Wieland nicht in wunder-voll zarten Versen besungen hat: die „Römischen Erzählungen“ berichten schlimmere Dinge, als die Normale des deutschen Spießbürgers sie kennt. Und da wir bei den Altvordern sind, die so gern als Beispiel deutscher Klassik gerühmt werden, wollen wir nicht an den kleineren Geistern vorübergehen, die Deutschland damals zur Kultur verholfen. Heinse, der jetzt in der Inselausgabe wunderschön erscheint — und von dessen Hauptwerken ein hülfiger Neudruck angebracht wäre — hat in seinen Romanen

Stellen, die eine höhere Tochter nur in ihren sanftesten Träumen zu erleben wagt. Allerdings wollen wir nicht vergessen, daß er am Hofe eines amäfanen Erzbischofs lebte, der sein Bistum — er war Kurfürst von Mainz — von seiner Maitresse leiten ließ. An diesem in einem ewigen Taumel lebenden Hofe war es kein Wunder, daß Heinse den „Sathron“ des Petronius übersetzte, ein Sittenbild der römischen Bourgeoisie, das allerdings einen Fabian erlösen machen könnte. Aber die Geschichte belehrt uns, daß Petronius nur ein kaltblütiger Schilderer war, dem es weniger auf die sittliche Reinheit seiner Geschichten als auf deren Wahrheit ankam. Die Zustände im alten Rom zur Zeit Neros waren eben etwas stark verseucht, und wir haben noch ein Weilschen Zeit, ehe unsere Kultur auf diese Höhe angekommen sein wird. Daß es nicht unmöglich ist, beweist die wunderschöne Schilderung des Gastmahls des Trimalchio — in einer billigen Uebersetzung bei Reclam, leider „bearbeitet“ — die, abgesehen von den zeitlichen Verschiedenheiten, sehr gut auf manchen Tiergartenporzömmel paßt. Doch Heinse ist nicht vereinzelt. Was, der ungergehlige Uebersetzer des Homer, hat im Wettbewerb mit dem einen der Grafen Stollberg, die als edles Brüderpaar durch die Literaturgeschichte wandeln, eine Ode gedichtet, deren fastige Ausdrücke von keinem betrunkenen Zuhälter zu übertreffen sind. Ausgerechnet der Graf Stollberg, für dessen „jünglingshafte Reinheit“ jeder Literaturgeschichtsschreiber entschlossen bürgt. Aber man hatte damals kräftigere Nerven, man hätte den einfach ausgelacht, der irgend ein kräftiges Wort unter die Anmerkungen versteckt, wie es Frau Förster-Niehsche bei den Werken ihres Bruders getan hat. Daß Ausschreitungen wie diese natürlich der schlimmste Unfug sind, der mit dem Sittlichkeitsgefühl getrieben werden kann, leuchtet ein.

Wer nicht schon verborben ist, kann durch Bücher sicher nicht verborben werden: und wer so etwas nicht lesen will, hat nur nötig, es nicht anzufassen. Man höre sich doch einmal die Stammtischunterhaltungen friedlicher Bürger an! Weibergeschichten, von Nachtweihen hagehad; Scherze, deren breite Eindeutigkeit nicht zu übertreffen ist. Heinrich von Kleist kannte die famosen Gesellschaften, wo Damen sanft anröten, wenn ein bedenkliches Wort fällt; wo die Herren sich winden, um irgend etwas Menschliches auf ja nur sehr vorsichtige Weise ganz von Ferne anzudeuten. Sein Sinngedicht auf eine Dame bei dem Lesen der „Marquise von O . . .“, einer Kleistschen Novelle, die das Schicksal einer Frau behandelt, die in der Ohnmacht vergewaltigt ist, sagt dies sehr klar: Dieser Roman ist nicht für Dich, meine Tochter! In Ohnmacht! Schamlose Pössel! Sie hielt, weiß ich, die Augen nur zu.

Mit anderen Worten, die gnädige Frau vermochte an die Ohnmacht zu so günstiger Zeit nicht glauben, sie dachte sich in eine ähnliche Lage und meint dann ganz folgerichtig, die Marquise von O . . . hätte sich nur die Augen zugefallen und die Ohnmacht erheuchelt, um sich nachher herauszureden. Dem Reinen ist alles rein, und dem Schwein — fügt der Volksmund mit besonderer Richtigkeit hinzu — alles Schwein.

Ich vermag auch nicht zu finden, daß die Leute vor hundert Jahren sittenloser gewesen sind als jetzt. Und dabei zirkulierten Bücher, deren Verfasser jetzt lebenslängliche Verforgung in staatlichen Aufbewahrungshäusern finden würden. Die „Geschichte im Geschmack des Grefourt“ z. B. enthalten so ungefähr das schlimmste, was ich kenne. Kein Mensch dachte daran, sie zu verbieten. Nebenbei entpuppte sich als ihr Verfasser ein sehr sittenstrenger Beamter. Es gibt kein traurigeres Zeichen einer un freien, angefaltten Kultur, wenn das, was wir lesen wollen, uns von einer staatlichen Bevormundungsanstalt vorgeschrieben werden muß. Aber ist es ein Muß? Auf Grund welcher Erfahrungen sollen uns jetzt Dinge untersagt sein, die vor hundert Jahren selbstverständlich waren? Wenn die Entwicklung der Beaufsichtigung so weiter geht, wie soll das enden? Vor vierhundert Jahren konnte sich noch ein Tübinger Universitätsprofessor, der Humanist Heinrich Hebel, gestalten, ein Pändchen „Jarelin“ — das läßt sich bei Gott nicht anders als „Schmutzereien“ wiedergeben — zu schreiben, ohne seinem Ansehen zu schaden. Man wußte damals noch nicht, daß der, der einmal Sitte besah, durch jedes derbe Wort zu einem Lustmörder gemacht werden konnte. Aber wie lange wird es dauern, und man wird den „Simplizissimus“ von Grimmeishausen, diesen unvergänglich schönen Abenteuer- und Kriegsroman — in einer billigen und nicht grob verstümmelten, leicht erneuten Schreibweise in Meyers Volksbüchern — nicht mehr lesen dürfen, weil er einige sehr natürliche Szenen enthält. Oder Nabalais, dessen wundervoller „Gargantua und Pantagruel“ — in einer sehr schönen und moralisirenden Uebersetzung in Meyers Klassikerausgaben und neuerdings in verkürzter Form in Langens Verlag — allerdings sehr grobe Stellen enthält. Aber sind wir denn schon ein so kraftloses Geschlecht, daß uns jedes kräftige Wort gleich unvirtuell? Gewiß ist z. B. das Kapitel, welches Pantagruels Veruche, ein brauchbares Papier für den Abtritt zu erfinden, nicht ganz stubenrein: aber ist es nicht von köstlichem, ganz frischem Humor? Und das Kapitel, wo der Erzherzog Panurge eine vornehme Dame mit einem Pulver bestreut, dessen Zusammensetzung sich allerdings nicht wiedererzählen läßt, so daß alle lusternen Hunde von Paris der Erschrecken heulend und bellend nachlaufen. Und all das Wunderbare, was ein gesunder und lustiger Herr, und ein solcher war der trinklustige Parrer von Meudon, an späßigen Anekdoten erzählt und womit er uns seine Menschen so vertraut und angenehm macht, im Gegensatz zu den leblosen

Ruppen der Schulbücher. Wird man uns nicht nächstens noch den Don Quixote verbieten, nur weil er Szenen enthält, deren urkomische Dastil guten Hauptstücken erst nach der Ehe aufgehen soll? Welch ein kostbares Kapitäl, wo die häßliche Magd zu dem Maultierreiber ins Bett steigen will und sich zu Sancho Panza, dem Kugelknden Knappen des Ritters Don Quixote, verirrt und wo aus den Verwickelungen eine allgemeine Prügelei entsteht, die die komischsten Folgen hat! Und was die Behörde nicht besorgt, veranlassen gewisse Verleger. Als ich kürzlich die Kellamische Ausgabe der Werke G. D. Crabbes durchblättere, fand ich, daß ganze Partien fehlen — ohne daß der Verlust mit einer Silbe angedeutet war, sinnlos ging es weiter. — Aber es wäre heller Blödsinn, unsere Meisterwerke daraufhin zu prüfen, ob sie etwas enthalten, was gewissen Herrschaften, schlimmen Muckern im Deutschen Reich, unangenehm ist: es ist, nochmals sei es gesagt, ein Zeichen, daß irgend etwas nicht in der natürlichen Ordnung ist, wenn sich das Gesetz in die Privatsachen des einzelnen, die nur ihm allein betreffen, mischt. Soviel soll festgesetzt sein, daß wir viele unserer kostbarsten Geisteskräfte nicht besitzen würden, wenn es immer Sittlichkeitswächter von der gleichen Einsichtslosigkeit wie heute gegeben hätte.

geschrieben, welches nichts als die Büchertitel solcher Schriften enthält, eine ungeheure Anzahl: zu Ehren des deutschen Temperaments sei's gesagt. Da kann kein Verbot gegen auf. Das vernünftigste bleibt, den § 181, von welchem diese Dinge abhängen, mit großer Eile abzuschaffen: zur Beruhigung bedenklicher Gemüter könnte man ja, wie es Dr. Benedikt Friedländer einst vorschlug, um jedes „unfittliche“ Buch einen roten Umschlag machen mit der fetten Aufschrift: „Warnung! Dies Buch ist unfittlich!“ Und wer es dann noch kauft, möge es mit sich abmachen und der liebe Gott ihm seine Sünden vergeben. Aber immerhin eröffnen solche Verbote, wie die der Opale, hübsche Fernsichten in die Zukunft: und wir wollen zufrieden sein, wenn eine löbliche Behörde nicht irgend eine Kommission einsetzt, die unsere gesamte Literatur zensuriert und lasriert. R. K.

Kleines feuilleton.

Kauft Kletteraffen! Die Schlosser von der Fabrik im zweiten Hof sitzen auf der Mauer und schlenkern mit den Beinen. Wenn sie so dastehen und das tun, weiß jeder, der sich in der Nachbarschaft auskennt, daß es nachmittag ist und zwar 4 Uhr.

Im Sommer liegt dann gewöhnlich Sonne über dem Hof, an den Fenstern singen bei ihrer Arbeit die Mädchen und wie zur Antwort pfeifen die Vögel auf den Dächern. Im Winter aber macht um diese Zeit fahles Tageslicht der Dämmerung Raum, die Sonne hockt mißmutig hinter Wolkenballen, was ein anständiger Vogel ist, ist längst fortgeflogen und die Mädchen singen solchen Tagen keine Lieder.

Die Dämmerung kommt . . . Sie senkt sich hastig herab, als wolle sie die Spuren des Tages vertilgen, der seit dem Morgen die Straßen in Nebellumpen durchwankt, häßlich und grau.

Im Keller des Hofes, wo Großvater und Enkel sitzen, steigt sie aus den Winkeln auf, schaut sich um und redt langsam die Glieder. Großvater sieht sie nicht. Er hockt am Ofen, den Kopf in die Hände gestützt, und starrt in die Glut, während der Rauch seiner Pfeife lange Säulen durch's Zimmer zieht. Nur hin und wieder wirft er einen Blick zum Enkel hinüber, der über den Tisch am Fenster gebückt, eifrig keifert und lebt.

Eine ganze Menagerie ist dieser Tisch. Krokodile und Mäuse verschiedener Farbe, Elefanten, die mit dem Rüssel nicken und Affen, die blitzschnell hinaufklettern an ihren Schnüren . . .

Es klopft. Ein kleiner Junge steht vor'm Fenster und drückt das Gesicht an die Scheibe, so daß es breit und platt wird und er aussieht wie ein Eskimo.

Seine Eltern wohnen im Vorderhaus und er soll eigentlich nicht auf den Hof. Wegen der „Wälder“, die da wohnen. Aber je strenger das Verbot, desto mehr lodt's ihn hin und heute ist er wieder mal ausgekniffen.

Fritz blüht auf. „Was gibt's?“ „Gehst Du mit?“

Der drinnen schüttelt den Kopf. „Nur eine Viertelstunde! Zum Fenster, wo die Bären stehen!“ Aber Fritz bleibt standhaft. Er wirft einen Blick auf die Arbeit, dann schüttelt er wiederum den Kopf.

Der Kleine steht unschlüssig. Dann verschwindet er plötzlich vom Fenster und im nächsten Augenblick fällt er herein. „Was machst Du denn?“

Fritz ist schon wieder bei der Arbeit. „Kletteraffen“, sagt er kurz, indem er einen an der Schnur befestigt.

Der Kleine tritt heran und wirft zärtliche Blicke auf die Menagerie.

„Und alle willst Du verkaufen?“ „Alle“, sagt Fritz. Und man sieht ihm an, es ist sein Entschluß. „Wenn der Weihnachtsmann kommt . . .“ beginnt der Kleine. Dann unterbricht er sich. „Wie ist das wohl mit dem Weihnachtsmann?“

Fritz hat keine Zeit. Er hört und sieht nur den Affen. „Mama sagt, er kommt nachts. Spät, wenn die Kinder längst schlafen. Und hat einen langen weißen Bart und auf dem Rücken einen Sack mit Geschenken für die guten Kinder. Fritz?“

Der Affe ist fertig, sein Schöpfer sieht auf. „Man weiß das nicht genau“, meint er. „Früher hat Großvater das auch gesagt. Aber dies Jahr sagt er, ich sei sechs Jahre, und einen Weihnachtsmann gebe es nicht und wir müßten selbst Tiere machen.“

„Und alle verkaufen.“ „Gewiß“, nickt Fritz. „Wenn wir sie los werden — Klappt's. Dann wird's Feiertag.“

Mit einem Baum?“ Fritz schüttelt den Kopf. „So nobel sind wir nicht. Das kostet einen Wagen Geld. Eine Mark — Zwei Mark — Drei Mark —“

„Also gar keinen Baum?“ fragt der Kleine traurig. „Ja, wie denn —?“

„Wie?“ Fritz denkt nach. „Großvater sagt: Wenn wir alle los werden, die ganzen Elefanten und Affen, so daß kein einziger bleibt, dann klappt's. Dann machen wir Feiertag. Heizen den Ofen und

Und nun zu den „Opalen“. Ja, was enthalten sie denn Fürchterliches? Zeichnungen von Aubrey Beardsley, dem begabtesten englischen Zeichner der letzten Jahrzehnte. Freilich sind die Stoffe nicht dem Erbauungsbuch fürs christliche Haus entnommen. Gewiß sind die Darstellungen sinnlich: aber ist das Leben denn stubenrein? Ist denn die Sinnlichkeit nicht das einzige Gut, das alle anderen Lebensstätigkeiten mit einem sanften Feuer durchglüht? Und wenn es schon einmal heftiger wird, soll denn alles mit dem Vinea! ausgeessen sein! Ist Aristophanes, der große griechische Komödienschreiber, den Beardsley illustriert, vielleicht ein Dresden'scher Gerichtsbeamter gewesen? Ja, waren die Griechen, für die gewisse Deutsche, deren Name in der Schule gelehrt wird, ein so große Schwachheit gehabt haben, daß sie sie als das vorbildliche Menschengeschlecht hingestellt haben, waren die Griechen nicht prude und schüchtern? Das wollen wir doch englischen Gouvernanten und schweizerischen Pensionaten überlassen und uns mit Herber und Goethe an der Sammlung griechischer Liebesgedichte, einen Teil der sogenannten „Griechischen Anthologie“ — jetzt in billiger und sittlich ganz unabhängiger Auswahl bei Piper in München erschienen — erfreuen. Oder erschauert man sich an Somoff's Bild: Die Verkünderung? Nun, der Russe Konstantin Somoff ist ein großer Künstler, und wer will, kann sich durch eine Autorität, wie Professor Wie, den ganz unprofessionalen Herausgeber der „Neuen Rundschau“, der soeben ein Buch über Somoff herausgibt, belehren lassen. Aber vielleicht ist der Text ansüßig. Ein Teil eines bisher ungedruckten Tagebuches G. L. A. Hoffmanns, das ganz neue Aufschlüsse über den Dichter des „Rater Wärr“ und der „Eliziere des Teufels“ geben. Das kanns also nicht sein. Aber vielleicht das Schmähdgedicht von Christian Neuter, dem Verfasser des unsterblichen „Schellmuffst“ (bei Kellam erschienen!), der trotz seines respektablen Alters von 200 Jahren noch sehr frisch zu lesen ist. Nun, meine Herren, das ist vor zwei Jahren von einem sehr angesehenen Leipziger Professor herausgegeben worden: warum hat man sich da nicht aufgeregt? Aber sicher, die Gedichte Verlaines sind ansüßig. Nun, die fragwürdigen Liebeschaften, die Verlaine besingt — und, wie Sie sicher zugeben werden, mit fabelhaftem Talent besingt — sind kürzlich in einem sehr amüsananten Prozeß der breiten Öffentlichkeit mit einer Ausführllichkeit erzählt worden, daß Sie den Dr. Blei, hätte er so etwas in den „Opalen“ veröffentlicht, unfehlbar bestraft hätten. Und wenn Sie schon Liebesgedichte erlauben, müssen Sie auch anormale Liebesgedichte erlauben. Es ist doch nicht zu ändern, daß nicht alle Menschen die gleichen Triebe fühlen, und Sokrates bleibt Sokrates, ob er schon errödet — wie sein Schüler Platon berichtet — wenn sein Blick auf den wunderschönen Charmides fällt, dessen Gewand vom Winde gelüftet wird. Und fragen Sie einen Professor von einigen Kenntnissen, wen er für den bedeutendsten französischen Lyriker der letzten Jahre hält, und wenn der Mann nicht Verlaine nennt — aber er nennt eben Verlaine. Sogar das Brockhaus'sche Konversationslexikon, gewiß keine revolutionäre Einrichtung, gibt ihm einen gewissen Rang. Aber die alten deutschen Gedichte, die die „Opale“ brachten — und die Blei nachher in seinem „Lustwäldchen“ sammelte, das ja auch beschlagnahm ist — haben Sie verschonupt? Ja, aber warum haben Sie die gelehrten Publikationen übersehen, die schon längst ähnliches brachten, für jeden zugänglich, der es lesen wollte. Aber das Aufzählen wird allmählich langweilig. Die beiden ersten Hefte der „Opale“ sind beschlagnahm worden. Befürchtet man, daß sie das Volk verderben werden? Dazu sind die „Opale“ erstens zu kostspielig und zweitens hat das Volk verdamnungsfähigere Magen als die zahlungsfähige Bourgeoisie. Will man diese vor dem geistigen Ruin behüten? Die Herrschaften brauchen sie ja nur nicht zu kaufen. Oder die Künstler? Die sind ja sonst von der staatlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Das Verbot bleibt also eine überflüssige und dem Auslande gegenüber blamable Formel: wer sich die Bücher kaufen will, kauft sie doch, bestenfalls zu erhöhtem Preise. Oder denkt man durch solche Verbote diese Art der Literatur auszurotten? Auf eine so dumme Idee wird nicht einmal der Schriftführer eines evangelischen Junglingsvereins kommen. Ein fleißiger Forscher, Gahn, hat ein dickes Buch

gehen den ganzen Tag nicht von ihm fort. Und essen zu Mittag Brathering und zu Abend Pferdewurst und trinken Malzbier dazu — wie die Grafen.

„Pferdewurst?“

„Ja. Wem's flappt.“

Einen Augenblick noch sieht er nachdenklich vor sich hin, dann seufzt er leise auf und beugt sich über die Affen. Der Kleine neben ihm träumt. Großvater starrt in die Glut. Ringsum ist Stille.

Am Sonntag vor Weihnachten aber, am „goldenen Sonntag“, wenn Berlin das lichte Gewand anzieht, gewebt aus Fittern und Märchen und Glanz, kommt plötzlich Leben in alles. Krokodile und Mäuse huschen hin und her, die kleinen Elefanten beginnen zu nicken und die Affen klettern so emsig, als wollten sie den Himmel erklettern.

Am Potsdamer Platz, wo der Menschenschwarm am dichtesten wogt, bietet ein kleiner Junge Spielsachen feil. Wenige Schritte entfernt lehnt, müde auf den Stock gestützt, ein Alter. Blau vor Kälte und längst heißer, erheben sie immer wieder unermüdet die Stimmen:

„Kauft Kletteraffen!“

— Wie es wird, weiß man nicht. Vielleicht schlecht. Vielleicht gut.

Vielleicht — Feiertag?

W. P. Larjen.

Sumoristisches.

— Ein Jhdll aus Wild-West. Pfälzer (aus Amerika zurückgekehrt, am Stammtisch): „Ehr liebe Kinner! — In dem Wilde Weste — do simm Eich Zustand! Zustand, sag' ich Eich, do kennst Ehr Eich jo hie' fenn' Begriff derbun mache. Meent Ehr, do geeb's aach wie hiezuland Bertschäftelcher, wu mer eunfach sein Schobbe Wein h'ichstest un' e' Handlees dazu? Ja, Peifededel! Deß nächst Ding, was eme Bertshaus so un'geehr ähnlich g'sehe hor, war bun meiner Farm sechzeh' Meile weit weg — englische Meile' naderlich. Na, am e' scheene Sondag Mittag mach' ich mich halt doch uff die Beer' un' geh' hin. „Wot häv ju got?“ deß heeßt: „was henn Ehr dann heit Gutes?“ frog ich de' Wert, en Landsmann, aach en Pälzer. „Onk Koffi!“ seggt der. „Ol krieg' die Kränk!“ denk' ich, un' sag: „Na, do bring' mer halt in drei Deiwel's Name Koffi!“ Er bringt mer aach e' Tass' voll schwarze Kaffee un' e' Hämwelche wie en Fingerhut voll Milch. — Ja wart' un' wart' — un' frog schlechlich: „Na — un' de Zuder?“ Do tragt sich der gut' Mann uff'm Kopp un' schtottert: „s' ddu mer artig leed, Ehr müssen schun uffhuse; awwer sehen Ehr, die zwee Gentlemen, wu dort drinne hode“, henn die letstche drei Sändelcher Zuder kriegt. Un' die henn Dubbe druff gemolt un' schpiele Werfel mit.“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das beste Publikum. Max Durdhard, der frühere Direktor des Wiener Burgtheaters schreibt in einer demnächst bei Müller u. Voening in Frankfurt a. M. erscheinenden Monographie über das Theater: „Das beste Publikum, das ich kennen gelernt habe, ist das Publikum aus dem gebildeten, minder bemittelten Mittelstand, das sich aus Beamten, Kaufleuten, Lehrern, Studenten zusammensetzt, und das Arbeiterpublikum. Ich habe im Wiener Burgtheater während meiner Direktionszeit durch eine Reihe von Jahren an den Nachmittagen der Sonntage Vorstellungen klassischer Werke veranstaltet, und die Wahrnehmungen, die ich da gemacht habe, haben mich wünschen lassen, ich könnte vor diesem Publikum alle Premieren des Theaters spielen. . . Das Publikum aus Arbeiterkreisen habe ich aber auch kennen und schätzen gelernt, wenn ich, wie ich es oft und immer mit großer Befriedigung getan habe, in Vereinen der sozialdemokratischen Organisation Vorlesungen gehalten habe. Ich habe da nicht nur Stücke, sondern auch andere literarische Erzeugnisse, Gedichte und Novellen vorgelesen, und ich muß sagen, daß ich nie ein Publikum gefunden habe, daß solche Empfänglichkeit und so richtigen Geschmack gezeigt hat. Als ein Experiment nur hatte ich es verübt, in solchen Kreisen Novellen Gottfried Keller's vorzulesen. Und nur mit einem gewissen Zagen habe ich diese Versuche mit einer Vorlesung der „gerechten Kammacher“ eingeleitet. Die drei Kammachergelesen stehen in einer sozialen Schicht, denen ein Teil meiner Zuhörer nahestand oder selbst angehörte. Und der Dichter hat sie wahrlich nicht idealisiert, sondern mit scharfer Satire alle die Schwächen und Fehler gezeigt, die durch ihre praktische Lebensstätigkeit und ihre gesellschaftliche Stellung aus der menschlichen Natur herausgearbeitet worden sind. Wenn man den Angehörigen anderer, höherer Berufszweige die Schwächen ihres Standes vorführt, dann pflegen sie beleidigt zu werden. Hier aber war kein Zeichen einer Mißstimmung zu merken, und jede ironische Wendung löste frohe Heiterkeit aus. Das waren Leute, die nicht etwa vorher wußten, was in der Erzählung weiter kommen werde, und daß zum Schlusse die Bürger, die behäbig in den Fenstern kimmeln, um den Bettelruf vergnügt zu betrachten, der unter den armen Teufeln veranstaltet worden ist, eine viel traurigere Rolle zu spielen berufen seien, als die drei Gesellen im Verlaufe der ganzen Erzählung gespielt hatten. Als aber die Erzählung bis zu dem

Punkt gediehen war, wo der Dichter dies zeigte, da verstanden sie ihn auch sofort, und in lautem Jubel machte sich die freudige Erkenntnis Luft.

Bücher-Einlauf.

Heinrich von Kleists sämtliche Werke liegen nun auch in den einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlagsanstalt in Großformat vor. Eine alles Wichtige berücksichtigende Einleitung von Fritz Vaader gibt einen Abriss von Kleists Leben und Dichten. (Preis geb. 3 M.) — Richard Wagner in der Karikatur behandelt unser Mitarbeiter Ernst Krowitzki in einer gründlichen und doch frischen Weise in einem stattlichen Bande, der bei V. Beyer (Berlin) erschienen ist. (Preis 7 M., geb. 10 M.) Eduard Fuhs hat mit gewohnter Kennerkraft das ungemein reichhaltige illustrative Material besorgt. Für den Musikforscher und Kulturhistoriker ist damit ein wichtiges Material erschlossen. — Rudolf Wille und Ernst Heilemann haben ihre vom „Simplicissimus“ her bekannten Zeichnungen in je einem Sammelbande bei Langen herausgegeben (je 6 M. gebunden). Wille nennt seine Sammlung „Gefindel“, er ist in der Tat der künstlerisch feinste Darsteller der Bagabunden und Verlorenen, in der Technik von starker Eigenart. Heilemanns Bilder aus der Halben und ganzen Berliner Welt („Die Berliner Pflanze“) haben einen Stich ins stark gewürzte Pilante. — Vom Himmel und von der Erde nennt der frühere Direktor der Berliner Urania Dr. W. Wilhelm Meyer, dem wir vortreffliche populäre Darstellungen aus der Astronomie verdanken, eine Sammlung von gut illustrierten Aufsätzen, in denen u. a. Sonne und Erde, der Mensch im Weltall, Ketherwellen, Radium, Riesen der Vorwelt, die Schönheit des Lebendigen, Capri und der große Vesuvausbruch von 1906, Sternwarten, das Zeißwerk u. a. behandelt werden. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, geb. 7 M.) — Ein wahres Zeitalter der Breviere scheint hereinzubrechen. V. Shaw hat sein Wagnerbrevier überlesen lassen und dabei in einem seiner bekannten Vorworte ein Grotteskfeuerwerk über Sozialismus, Shaw als Wundertier und ähnliches losgelassen. (Hoffentlich wird das niemand für etwas anderes halten — als Shaw selber, der die deutsche Ernstheit zu verspotten liebt.) Auch das Jhsenbrevier von Shaw ist uns nicht versagt geblieben (beide bei S. Fischer, Berlin. Jedes 2,50 M., geb. 3,50 M.). Ob im klassischen Lande Jbsens und Wagners diese Essays heute noch irgendwie befruchtend wirken können? Viel nötiger wäre Shaws Einfluß in dieser Hinsicht in England. — Breviere im eigentlichen Sinne bietet die Sammlung: Aus der Gedankenwelt großer Geister. (M. Luz, Stuttgart. Jeder Band 2,50 M., geb. 3 M.). Es liegen vor: Voltaire von Käthe Schirmacher und Lessing von Theodor Kappstein. — Die Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung ist um eine Reihe von Bänden vermehrt worden. „Frauenromane“ von Klara Viebig, Lulu von Strauß, Lou Andreas Salome und M. N. Fischer bietet ein neuer Band des Novellenbuches, „Kindheitsgeschichten“ von Ad. Schmitthener, H. Heiberg, Charlotte Niese, Thomas Mann und anderen ein zweites. Preussische Jugend zur Zeit Napoleons hat Wilhelm Wode aus Karl Zimmermanns Memorabilien zusammengestellt. Die klar gedruckten und gut gebundenen Bücher kosten 1 M. der Band. — Zu den hier bereits rühmend genannten „Büchern des deutschen Hauses“ (der geschmackvoll gebundene Band kostet 0,75 M.) sind neu hinzu gekommen: Novellen („Dampf“, „Kleine Ursachen“) von H. J. Schöke und „Die Spying in Trauer“ von Max Kreyer. — Grimms Kinder- und Hausmärchen sind in einer vollständigen Ausgabe mit einer Einleitung von Heinrich Volzast nun auch in Max Hesses Verlag erschienen. Acht farbige Vollbilder von Heinrich Vogeler, die indes in der Verkleinerung nicht voll zur Geltung kommen, schmücken den hübsch gebundenen Band. (Preis 3 M.)

Die belannten Schaffsteinschen Jugendschriften, die von unseren Prüfungsausschüssen zum größten Teile empfohlen werden, sind dieses Jahr wieder um eine erkleckliche Anzahl vermehrt worden. Wir treffen da die Legenden von Rabezahl nach Musäus (geb. 2 M.), die Schildbürger, wieder erzählt von Gustav Schwab (geb. 2 M.), Casparis neu bearbeitete Erzählung Der Schulmeister und sein Sohn (geb. 1 M.), Das grüne Haus, Märchen und Geschichten von Paula Dehmel (geb. 1 M.), Neue Märchen hat aus neueren Dichtern Emil Weber ausgewählt (geb. 4 M.). — Kinderlieder von Karl Ferdinands schmückt Hans v. Vorkmann mit prächtigen Bildern (geb. 3 M.). — Märchen für große Leute sind gesammelt von Emil Weber in einem schmunzenden Bändchen Die Traumbüchle mit Beiträgen von Storn, Anzengruber, Leander, Heise, Dehmel und zahlreichen anderen (geb. 3 M.). — Ein Märlein von einem Frühlingssonntag (Eine Reise ins Märchenland) schildert Franz Wädling in bunten Reimen mit Wuchschmuck von S. Lufar. (Münchener Volksbuchhandlung geb. 2 M.) — Schade daß alle die guten Sachen immer noch für die breiten Massen viel zu teuer sind. Wann werden in Deutschland die überaus billigen (von 8 Pf. an!) und guten Kinderbücher von Stead nachgeahmt werden?